

Kirchliches Leben im Stade der 1970er Jahre

(Von Friedhelm Voges, Johannispastor von 1979 bis 1994, in einer vorigen Fassung veröffentlicht in den Mitteilungen des Stader Geschichts- und Heimatvereins, dort allerdings irrtümlich als „Erinnerungen“ deklariert, Manuskript abgeschlossen 2021)

Rückblick auf das Jahrzehnt zwischen 1970 bis 1980 – das ist lange genug her, um heute einen gewissen Abstand zu haben. Aber die Lebensverhältnisse von damals sind noch gut vorstellbar. Nicht zuletzt gibt es Zeitzeugen, von denen ich etliche befragt habe. Die schriftlichen Quellen – Zeitungsartikel, Visitationsberichte, Gemeindebriefe, Kirchenvorstandsprotokolle – sind übrigens tatsächlich schriftliche Quellen. Computer gab es zwar schon, aber im kirchlichen Leben waren sie noch nicht angekommen. Wenn etwa das Einwohnermeldeamt einen Durchschlag von Geburts- oder Umzugsmeldungen schickte, wurde dieser Vorgang von Hand in der Gemeindegliederkartei vermerkt.

Die 70er Jahre waren eine bewegte Zeit. Von Willy Brandts Kniefall in Warschau und der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze zur Wahl eines nicht-italienischen Papstes mit Johannes Paul II. Von der Ölkrise bis zur Roten-Armee-Fraktion. Aber diese große Bühne soll und muss hier im Hintergrund bleiben. In Stade war es das Jahrzehnt der Industrialisierung bei gleichzeitigem Verlust der Bezirksregierung. Der hat – so der damalige Stadtdirektor Schneider – etwa 1000 Arbeitsplätze gekostet. Das wurde allerdings durch die neue Industrie mehr als aufgewogen. Auf evangelischer Seite zog die Regionalstelle des „Kirchlichen Diensts in der Arbeitswelt“ von Harburg in die neue Industriestadt Stade um. Die Cosmae-Gemeinde organisierte ein Zentrum für ausländische Arbeitnehmer. (Anm: Zur Stadt gehörte seit 1972 auch Bützfleth. Für das kirchliche Bewusstsein war die dortige Gemeinde St. Nicolai aber nach wie vor eine Landgemeinde, die deshalb hier auch nicht im Blick ist.) Es war außerdem das Jahrzehnt nach 1968 mit dem Ruf nach Erneuerung, mehr Mitbestimmung, mehr Demokratie. Diese Ideen haben auch in Stade, auch im kirchlichen Leben, eine Wirkung gehabt, allerdings langsam. In der katholischen Kirche wurden außerdem Impulse des

zweiten Vatikanischen Konzils (1963-65) wirksam, das u. a. den Weg für Gottesdienste in der Landessprache geebnet hatte, weg von der lateinischen Liturgie.

Nicht alle Planungen von damals haben Bestand gehabt. Das gilt für die Kirchen wie für andere Bereiche. 1972 ging das Atomkraftwerk in Betrieb. Daneben siedelte sich die Saline an, um die Abwärme zu nutzen. Beide sind inzwischen Geschichte. Gar nicht erst begonnen wurde der Bau der Elbbrücke zwischen Stade und Hetlingen, auf die sich die norddeutschen Bundesländer im Sommer 1970 geeinigt hatten. (Stader Tageblatt 29. 8. 70). Bei der Größe heutiger Containerschiffe wäre sie inzwischen wahrscheinlich ein Problemfall. Aber das war damals ebenso wenig abzusehen wie die Veränderung in der Wohnbevölkerung des Altländer Viertels, von der auf kirchlicher Seite die Wilhadi-Gemeinde betroffen war. Was tatsächlich voranging und auch dringend nötig war, ist der Bau von neuem Wohnraum – sei es im Altländer Viertel oder auf dem Geestberg, so unterschiedlich beide Gebiete auch sind. Aber noch im Mai 1970 verlor das Diakonische Werk den Leiter seiner Erziehungsberatung, weil er nach einem Jahr in Stade keine passende Wohnung gefunden hatte. (Stader Tageblatt 22. 5. 70)

Gebäudefragen – notgedrungen ein Schwerpunkt

Auch die Kirchen haben in den 70er Jahren gebaut oder zumindest geplant. Das hat in fast allen Gemeinden beträchtliche Energien gebunden. Dabei ging es längst nicht nur um die Sakralgebäude. Eher sorgte man sich um zusätzliche Räumlichkeiten für die Gemeindegemeinschaft. Überall trafen sich Gruppen, Kreise und Chöre, und nicht zuletzt brauchte es Platz für die großen Konfirmandengruppen. Im Jahre 1970 belief sich ihre Zahl in den vier lutherischen Gemeinden auf 395. 1978 kam allein die Markusgemeinde auf 175 Konfirmandinnen und Konfirmanden – wohlgemerkt in einem Jahrgang, und die Vorkonfirmanden waren ja auch noch da. Bei der Visitation der Johanniskirche im Jahre 1970 schrieb der zu diesem Zeitpunkt neue Landessuperintendent Dr. Kruse: „Ein wunder Punkt ist die schlechte Ausstattung der Kirchengemeinde (Man muss wohl sagen: aller Stader Kirchengemeinden) mit Mehrzweckräumen. Die mögliche Ausweitung und Differenzierung der Gemeindegemeinschaft wird dadurch empfindlich erschwert.“ (Visitationsbescheid vom 13. 9. 71) Zu solcher Differenzierung hat Kruse in

Zusammenarbeit mit den neuen Stader Pastoren dann selbst beigetragen, etwa durch die Rathausvorträge, die sich ab 1972 an die Stader Öffentlichkeit wandten.

Geplant und gebaut wurde an den verschiedensten Orten, und man wollte dabei zeitgemäß sein. „Die sakrale Baulinie passt nicht in unsere Zeit“ schrieb das Stader Tageblatt am 11. 1. 74 unter Berufung auf Superintendent Glawatz. „Als Mittelpunkt in diesen Zentren soll ein sogenannter flexibler Raum entstehen.“ Das fand seinen Niederschlag im Pastor-Behrens-Haus, am Streuheidenweg, im Altländer Viertel oder am Bockhorster Weg. Für die Öffentlichkeit dürften aber vor allem die alten Kirchen im Blickfeld gestanden haben. Die beiden Innenstadtkirchen sind schließlich prägend für das Stadtbild. In St. Wilhadi wurden 1976 Sturmschäden beseitigt und eine neue Dachgaube erstellt, und auch in St. Cosmae wurde der Turmhelm restauriert. Aber hier machten sich bereits die schädlichen Nachwirkungen einer Sanierung aus den 60er Jahren bemerkbar, als man das Außenmauerwerk durch Zementverpressungen hatte stabilisieren wollen. Altes und neues Material vertrugen sich nicht, so dass dann ab 1985 erneut eine große Sanierung notwendig wurde. Zu erwähnen ist außerdem der Neubau der neuapostolischen Kirche am Bahnhof, die 1972 einen neuen Akzent im Stadtbild setzte. Das vorherige Gebäude der neuapostolischen Gemeinde in der Hospitalstraße wurde an die Gemeinde des Mülheimer Gemeinschaftsverbands verkauft, die sich inzwischen den Namen Matthäusgemeinde gegeben hat. Die katholische Gemeinde baute ab 1980 ihre neue St. Josefs-Kirche, die an die Stelle eines baufällig gewordenen Vorgängerbaus aus dem Jahr 1901 trat. Verschiedene Ausstattungsstücke wurden übernommen, aber es handelte sich um einen modernen Neubau im gleichen Gebäudekomplex wie das Altenheim St. Josef.

Bei den Gemeinderäumen war die bereits erwähnte Johannismgemeinde noch relativ gut dran, denn es gab einen Gemeindesaal, auch wenn der 1972 um 4 m verlängert werden musste. Außerdem hatte man einen Raum im hinteren Teil der Kirche sowie einen Jugendraum im Turm. Im Untergeschoss des Gemeindehauses wurde eine schon lange nicht mehr genutzte Wohnung für eine Gemeindegemeindeförderin umgebaut und umgewidmet; Hier fanden jetzt der Konfirmandenunterricht des Pfarrbezirks III (Pastor Rosenbrock, dann Pastor Dr. Neumann) sowie der Miniclub (ab 1979) ihren Platz. Der Plan für ein

neues Gemeindehaus auf dem geräumigen Kirchengelände konnte vielleicht auch deshalb nicht verwirklicht werden, obwohl fertig Pläne vorlagen. Andere Gemeinden waren schlechter ausgestattet.

Am schwierigsten war die Lage in der Innenstadt. St. Cosmae hatte Teile des alten Lüneburger Hofes am Pferdemarkt angemietet, doch der brannte dann ab. Die Konfirmandenarbeit fand teils im Obergeschoß des Küsterhauses, teils im Pfarrhaus Cosmaekirchhof 3 und in der Kapelle der Kirche statt. Außerhalb der Innenstadt behalf man sich am Hohenwedeler Weg 44 mit einem Holzgebäude namens Arche, das ohne lange Planungsarbeiten auf einem kircheneigenen Grundstück errichtet werden konnte. St. Wilhadi hatte Räumlichkeiten im Pfarrhaus am Burggraben, vor allem aber den Saal in der Löffelstraße, wo auch die damals noch junge Stader Gemeinde der Selbständigen Evangelisch-lutherischen Kirche (SELK) mit ihren Gottesdiensten zu Gast war. Eine Cosmae-Jugendgruppe fand hier ebenfalls Unterschlupf. Dass bei der engen Nachbarschaft der beiden historischen Gemeinden ein gemeinsames Gemeindezentrum sinnvoll war, lag auf der Hand, und es wurde viel geplant. Der Architektenwettbewerb für das Pastor-Behrens-Haus war bereits 1976 entschieden. Aber bis das Haus eingeweiht werden konnte, schrieb man das Jahr 1981. Auf dem Weg dorthin war auch eine Kontroverse über die Namensgebung zu bestehen.

Außerhalb der Innenstadt war St. Wilhadi erfolgreicher. 1978 wurde ein Pfarr- und Gemeindehaus am Streuheideweg fertiggestellt. Fast gleichzeitig wurde das neue Gemeindezentrum im Altländer Viertel eingeweiht, nachdem dort vorher Jugendarbeit in einer angemieteten Wohnung betrieben worden war.

Auch für die Arbeit von St. Cosmae bedeutete das Pastor-Behrens-Haus eine große Erleichterung. Einen weiteren Fortschritt brachte ab 1983 das Pfarr- und Gemeindehaus am Bockhorster Weg, dessen Nähe zu Teilen der Markusgemeinde später zu einer Änderung der Grenzen zwischen Cosmae und Markus führte.

Die Markuskirche in Hahle war 1965 eingeweiht worden und hatte zunächst nur Gemeinderäume im Untergeschoss. 1974 konnte man dann neben der Kirche ein

separates Gemeindehaus in Betrieb nehmen. Vorher hatte der Konfirmandenunterricht zum Teil in der benachbarten Schule stattgefunden.

Zur Entwicklung auf evangelisch-lutherischer Seite gehört außerdem der Aufbau einer modernen Verwaltung. Durch den Anschluss des Kirchenkreises Kehdingen an Stade wurde ein neues Kirchenkreisamt nötig, erst am Wasser West, dann – ab 1982 - im Neubau in der Dankersstraße.

Die katholische Kirche war in Stade erst spät auf der Bildfläche erschienen. 1878 lebten in Stade ganze 14 schulpflichtige katholische Kinder. Seit 1890 gab es dann eine katholische Schule, seit 1901 eine erste St. Josefs-Kirche, die ab 1979 durch den heutigen Neubau ersetzt wurde. Bereits vorher hatten die Katholiken die 1960 eingeweihte Heilig-Geist-Kirche gebaut – eine Reaktion auf den sprunghaften Anstieg der Gemeindegliederzahlen durch Flüchtlinge vor allem aus Schlesien, aber auch aus dem Ermland. Der Öffentlichkeit war dieses Vorhaben bereits im November 1952 durch einen Artikel des Stader Tagesblatts angekündigt worden, der zugleich auch das Bauprojekt Johanniskirche vorstellte. Beides wurde unter der Überschrift zusammengefasst: „Neues Kirchen-Zentrum: In Stade an der Brauerstraße geplant.“

Im Stader Tageblatt wurden damals jeden Samstag die Gottesdienste angekündigt, dazu ein paar kirchliche Veranstaltungen in der Woche. Da begegnen wie heute die vier lutherischen Gemeinden Cosmae, Johannis, Markus und Wilhadi. Außerdem sind die katholischen Gottesdienste in St. Josef und der Heilig-Geist-Kirche vermerkt. Was völlig fehlt, sind die kleinen Freikirchen und Sondergemeinschaften, die das Geld für diese Art von Öffentlichkeitsarbeit wohl lieber sparen wollten.

Am längsten in Stade vertreten ist aus dieser Gruppe die evangelisch-freikirchliche Gemeinde, auch als Baptisten bekannt. Sie war 1952 in die Jahnstraße gezogen, wo Kirche und Gemeindehaus ihr heutiges Aussehen allerdings erst in den achtziger Jahren bekamen. Theologisch ähnlich ausgerichtet ist die Freie evangelische Gemeinde, die seit 1958 ihr Domizil in einer ehemaligen Tischlerei in der Dankersstraße hatte,

inzwischen aber in die Sachsenstraße umgezogen ist. Von der Matthäusgemeinde in der Hospitalstraße war bereits die Rede.

Zu erwähnen sind noch drei Sondergemeinschaften. Die Siebenten-Tags- Adventisten zogen Ende der 70er Jahre in ihr heutiges Gemeindehaus in der Horststraße. Die Kirche der Heiligen der letzten Tage, auch als Mormonen bekannt, traf sich damals erst in der Dankersstraße, dann in der Hökerstraße. Der Königreichssaal der Zeugen Jehovas befand sich in der „Villa Elbia“ in der Gartenstraße.

Darüber hinaus muss es in Stade aus Ländern wie Griechenland und Serbien orthodoxe Christen sowie Muslime aus der Türkei gegeben haben. Diese hatten aber in den 70er Jahren noch keine Organisationsformen gefunden. Besser dran waren die Arbeitskräfte aus Italien mit ihren Familien. Für sie wurden von der katholischen Gemeinde gelegentlich Messen sowie Beichtgelegenheit in der Muttersprache angeboten.

Herantasten an neue Zeiten

Nach dem zweiten Weltkrieg war der Gottesdienstbesuch so hoch gewesen wie schon lange nicht mehr. Dazu trugen teilweise die Flüchtlinge bei, aber nach der moralischen Leere des Nationalsozialismus hatten ohnehin viele Menschen nach tragfähigen Werten gesucht. Doch das war inzwischen zweieinhalb Jahrzehnte her. Bei der Visitation der Johanniskirche 1970 schrieb Superintendent Glawatz: „Die offizielle Geltung der Volkskirche und der ihr in Schule, Presse usw. noch eingeräumte Einfluß entspricht nicht ihrer wirklichen Geltung. Jede kirchliche Arbeit, die sich von vorhandener konventioneller Kirchlichkeit blenden lässt, wird einer Illusion erliegen.“ (Bericht S. 15)

Zu dem der Kirche eingeräumten Einfluss gehörte bis in die 80er Jahre die automatische Benachrichtigung des zuständigen Pfarramts, sobald ein Kirchenmitglied die Scheidung einreichte. Offenbar wurde vom Pfarrer erwartet, dass er an der Wiederherstellung des ehelichen Friedens arbeiten solle – auch damals schon eine naive Vorstellung. Dass andererseits die Kirche nach wie vor eine wichtige Rolle spielte, zeigt ein Vorgang aus

dem Jahr 1973. Die vier lutherischen Kirchengemeinden spendeten der Lebenshilfe 200 000 DM für ihren Neubau am Hohenwedel. Dieser Betrag war über mehrere Jahre aus dem Ortskirchgeld angespart worden, das damals noch von jedem Kirchenmitglied mit 3, 60 DM pro Person erhoben wurde. (Stader Tageblatt 10. 3. 73)

Der Anteil der Kirchenmitglieder an der Gesamtbevölkerung war hoch. 1970 waren laut Auskunft des Einwohnermeldeamts 87 % der Stader evangelisch und 7 % katholisch. Auf katholischer Seite nahmen viele Menschen lange Wege in Kauf, um zur Messe zu kommen oder ihr Kind zum kirchlichen Unterricht zu schicken. Zur katholischen Schule in der Schiffertorsstraße waren diese Wege freilich jeden Tag zu bewältigen. Das stieß für viele Eltern an Grenzen, so dass diese Schule 1968 ihren Betrieb einstellen musste. Das bedeutete nicht unbedingt eine Abkehr von der Kirche, aber auch in Stade setzten sich allgemeine Trends durch. Auch hierzu der Bericht von Superintendent Glawatz: „Die Beeinflussung des Lebens durch die Massenmedien hat .. nachteilige Folgen.... Als in einem der letzten Jahre im Dorf Hagen fast jeder Haushalt ein Fernsehgerät anschaffte, ging der Besuch der Bibelstunden schlagartig zurück.“ (S. 19)

Für die Gemeinden der lutherischen Landeskirche begann das Jahrzehnt mit Kirchenvorstandswahlen im Februar 1970. Sie wurden zum ersten Mal nach einer neuen Ordnung durchgeführt, die den Zugang zum Wählen sehr erleichterte. Wählen durften alle Gemeindeglieder ab 18 Jahren, wählbar war man ab 21. Die Wahlbeteiligung blieb hinter den Erwartungen zurück, da man – anders als sechs Jahre später – keine Benachrichtigungskarten wie bei politischen Wahlen verschickt hatte.

Das neue Wahlsystem versuchte, über den Kreis der regelmäßigen Gottesdienstbesucher und kirchlich Aktiven hinauszublicken. In die gleiche Richtung zielte die Einführung der Gemeindebriefe, die in den vier lutherischen Stadtgemeinden zwischen 1970 und 1974 ihren Anfang nahmen. Zunächst war es jeweils nur ein einzelnes A4-Blatt, aus dem gefaltet vier A5-Seiten wurden, doch damit kam man bald nicht mehr aus. Bescheiden war anfangs auch die grafische Gestaltung, denn man konnte nur mit der Schreibmaschine arbeiten. Überschriften wurden z. T. handschriftlich eingefügt. Andere technische Möglichkeiten standen noch nicht zur Verfügung. Auf

jeden Fall gingen die Gemeindebriefe in sämtliche Briefkästen, und zwar – bis auf die Sommerzeit – monatlich. Eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung war Mitglied, und auch die anderen wollte man zumindest informieren. Der Gemeindebrief von St. Wilhadi formulierte es in seiner zweiten Ausgabe so: „Wenn die meisten Gemeindeglieder ohne besonderen Anlass nicht mehr zu den Gottesdiensten und kirchlichen Veranstaltungen oder zu ihrem Pastor kommen, muss die Kirche mehr als bisher zur Gemeinde kommen. Dazu soll auch unser Gemeindeblatt dienen.“ In St. Cosmae bekannte man sich zu modernen Formen: „Dieser Gemeindebrief soll alle Gemeindeglieder – auch junge Leute – ansprechen und informieren. Und ich meine, wenn Gemeindeglieder Jahrzehnte in dem ihnen lieb gewordenen Stil betreut wurden, dann ist es an der Zeit, dass sie großzügig Selbstversorger werden.“ (Gemeindebrief 71. 2) Hinter dieser Formulierung steht sicher auch der jüngst – 1967 und 1971 - vollzogene Generationswechsel auf den beiden Pfarrstellen der Gemeinde, der dem Gemeindeleben neuen Schub brachte und nicht zuletzt zu einer Verjüngung bei den Teilnehmenden führte. Für das neue Baugebiet am Geestberg gab es jetzt 14tägige Gottesdienste in der dortigen Friedhofskapelle. Mit Kinderspielkreisen war man in der Grundschule am Bockhorster Weg und bei der AWO auf der Erleninsel zu Gast, und aus der Konfirmandenarbeit entstanden neue Jugendgruppen.

Anm: In der katholischen Gemeinde gab es schon seit 1953 einen Gemeindebrief, der sogar wöchentlich erschien. Hier handelte es sich aber um ein Mitteilungsblatt für Gottesdienstbesucher und Veranstaltungsteilnehmer, denn „Die Kunde“ wurde lediglich ausgelegt. Bei deutlich geringerer Auflage war sie auch nicht gedruckt, sondern hektografiert.

Auch die Seelsorge veränderte sich. Die Praktische Theologie an den Universitäten hatte allmählich den Dialog mit den Humanwissenschaften aufgenommen. Tiefenpsychologische, soziologische, medizinische, kommunikationswissenschaftliche Erkenntnisse wurden stärker in die Seelsorgeausbildung integriert. Entsprechend veränderte sich die Ausbildung in den Predigerseminaren und in der Fortbildung. In der Hannoverschen Landeskirche entstand zudem der Pastoralpsychologische Dienst, der den Haupt- und Nebenamtlichen Gelegenheit gab, ihre Arbeit unter professioneller

Anleitung zu reflektieren (Fallbesprechungs- Selbsterfahrungs-gruppen, Supervision). Als Pastor Renner (Johannismesse) für das Sommersemester 1970 zum Kontaktstudium nach Göttingen ging, belegte er u. a. einen Kurs in „Pastoral Clinical Training“. Was heute klinische Seelsorgeausbildung heißt, kam damals neu aus den USA und lief noch unter der englischen Bezeichnung. Stades erster Krankenhausseelsorger Bodo Kromus (ab 1978) hatte ebenfalls diese Schule durchlaufen. Hier ging es nicht zuletzt darum, beim Krankenbesuch dem Gegenüber erst einmal gründlich zuzuhören, vorsichtshalber auch nachzufragen: Habe ich Sie richtig verstanden? Ob die seit den 20er Jahren vorherrschende Seelsorgelehre der „dialektischen Theologie“ noch wirklich befolgt worden war, ist eine offene Frage. Danach sollte zu einem seelsorgerlichen Gespräch auf jeden Fall die Zusage eines Bibelworts oder auch ein Gebet stehen, in der Hoffnung: Du hast meine Botschaft verstanden. Das wurde jetzt anders, auch in Stade. Ende der 70er Jahre bekam Pastor Seiler aus der Cosmaegemeinde einen Zusatzauftrag für die Ehe- und Lebensberatung, nachdem er in Berlin eine entsprechende Ausbildung durchlaufen hatte.

In der katholischen Kirche hatte es neue Impulse bereits in den 60er Jahren gegeben: Auch hier kann man von einer Änderung in der Richtung der Kommunikation sprechen. Es wurden jetzt die Beschlüsse des zweiten vatikanischen Konzils (1962 – 1965) umgesetzt. Die für die Gemeinden spürbarste Änderung dürfte die Einführung der Messe in den jeweiligen Muttersprachen gewesen sein. Aber es änderte sich auch das Erscheinungsbild der Kirchen. Weil der Priester nicht mehr zum Altar, sondern zur Gemeinde gewandt amtierte, wurde – in gewissem Abstand zum Hochaltar – ein neuer Abendmahlstisch errichtet, jetzt der Hauptaltar. So geschah es auch in der Stader Heiliggeistkirche, doch dauerte es bis 1982, bevor man den Umbau finanzieren konnte. Schneller ging es mit einer stärkeren Beteiligung der Laien. Im Bistum Hildesheim gab es seit 1968/69 eine Diözesansynode – die erste in der Bundesrepublik. Als Vorstufe war ein „Katholikenkomitee“ gegründet worden, das „die Kirche im Raum des gesellschaftlichen Lebens durch eine geeignete Laienvertretung sichtbar machen“ sollte. (Chronik „Unsere Pfarrgemeinde – ein `lebendiger Baustein` in der katholischen Kirche“, Irmgard Geister 2000, S. 204) Zugleich suchte man nach „Möglichkeiten zu Gesprächen zwischen Kirche und Welt, so wie sie vom II Vatikan. Konzil angestrebt wurden.“

(Chronik S 184) Dass sich die katholische Kirche im Rahmen des Konzils auch für eine vorsichtige ökumenische Öffnung aussprach, wird in Stade ebenfalls begrüßt worden sein. Hier war man in der norddeutschen Diaspora ohnehin in gutem Kontakt zu den evangelischen Nachbarn. Dafür standen nach dem Krieg nicht zuletzt die Messfeiern auf Dörfern wie Freiburg oder Drochtersen, die dort in den Ortskirchen abgehalten wurden. Die evangelischen Gemeinden „stellten in brüderlicher Hilfsbereitschaft Räume für den Gottesdienst bereit“, heißt es in der katholischen Gemeindechronik. (S. 60)

Wenig konfessionelle Unterschiede dürfte es in der Rezeption des „Neuen geistlichen Lieds“ gegeben haben. Diese Art von Kirchenliedern gab es seit zwei Wettbewerben der Evangelischen Akademie Tutzing zu Beginn der 60er Jahre, aus denen u. a. „Danke für diesen guten Morgen“ und „Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt“ hervorgegangen waren – inzwischen beide im Evangelischen Gesangbuch. Nicht zuletzt auf den Kirchentagen waren diese und andere neue Lieder einem breiteren Publikum bekannt geworden. Allmählich fanden sie Eingang in Jugend-, aber auch in normale Gemeindegottesdienste. Liedermacher wie Peter Janssens, Ludger Edelkötter oder Wilhelm Willms – alle drei katholisch – wurden dabei ebenso gern gesungen wie Martin Gotthard Schneider, Dieter Trautwein oder Friedrich Karl Barth. Zu Dietrich Bonhoeffers „Von guten Mächten“ gab und gibt es sogar zwei Melodien. Bei den klassisch ausgebildeten Kirchenmusikern fand diese neue Musik allerdings wenig Beifall oder sogar Widerstand. Wenn im Gottesdienst gelegentlich eine Gitarre zum Einsatz kam, war das ein großer Schritt. In Stade hatten mit St. Wilhadi, St. Cosmae und Johannis gleich drei Gemeinden eine hauptamtliche Kirchenmusikerstelle. Da gab es nicht selten Diskussionen um das geeignete Liedgut, zumal in der Tat manche Melodien für die Orgel nicht ganz so gut geeignet waren.

Auch inhaltlich brachte das „neue geistliche Lied“ gewisse Verschiebungen. Grob gesagt trat hier das Thema „Nachfolge“ stärker in den Vordergrund. Auch vom Reich Gottes ist oft die Rede – mit einem Blick auf das hier und jetzt. Der Kanon „Der Himmel geht über allen auf“ entstand 1974 (Wilhelm Willms/Peter Janssens) und gehörte bald zum festen Liedbestand in vielen Gruppen zumindest der evangelischen Jugend. Auch das rote Meer, das grüne Welle hat, wurde gern besungen. Ein Stichwort wie „Erlösung“ – für

viele Lieder im Gesangbuch prägend – kommt dagegen in dieser Zeit kaum vor. Konservative Kreise nahmen das durchaus wahr und hielten etwa in der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ seit den 60er Jahren dagegen. In Stade fand diese Strömung aber eher in den Freikirchen ihren Widerhall. In den Gemeinden der Landeskirche hatte die Bekenntnisbewegung keine wahrnehmbare Anhängerschaft. Die klassischen Glaubenssätze wurden aber nicht etwa geleugnet. Sie traten lediglich in den Hintergrund. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, die Allianz-Gebetswoche gemeinsam mit freikirchlicher und landeskirchlicher Beteiligung alljährlich durchzuführen. Aber die Schwerpunkte verlagerten sich.

Am schnellsten zeigen sich Veränderungen meist in der Jugendarbeit. Alle vier Stader Gemeinden probierten die verschiedensten Formate aus, nachdem die klassische Bibelarbeit nicht mehr so viel Anklang fand. Ein stärker erlebnisorientierter Ansatz war jetzt gefragt, und das begann in der Konfirmandenarbeit. Hier setzte sich schnell das neue Format der Konfirmandenfreizeit durch. Allerdings hätten vielleicht nicht alle der Gewichtung zugestimmt, die im Januar 73 von zwei jugendlichen Mitarbeiterinnen im Gemeindebrief von Johannis formuliert wurde: „Das Hauptziel einer Freizeit ist es, dass sich die Konfirmanden untereinander besser kennenlernen. ... Weiter steht jede Konfirmandenfreizeit unter einem Thema, das in Gruppen erarbeitet wird.“ In diesem Fall wird von einer Freizeit mit dem Thema „Unsere christliche Verantwortung für die Hungernden“ berichtet – in den 70ern keine ungewöhnliche Thematik. (Anm: Dies fand in der Gemeinde auch Resonanz. In Johannis wurden 1970 Kollekten in Höhe von 33 064 DM eingesammelt. Davon ging mehr als die Hälfte, nämlich 18 443 DM ins Ausland, u. a. nach Äthiopien, wo der ehemalige Johannispastor Hasselblatt tätig war. Außerdem hatte Pastor Mercker aus seinem vorherigen Auslandsdienst den Kontakt zum Kinderprojekt „Casa Belen“ in Lima mitgebracht.) Da die Ergebnisse der Freizeiten der Gemeinde dann in einem „Vorstellungsgottesdienst“ präsentiert wurden, entfiel bald auch die bis dahin übliche Konfirmandenprüfung.

Bei der Visitation der Wilhadi-Gemeinde im Jahr 1968 war über die „ständig zunehmende Unwissenheit der Kinder im Blick auf die Grundaussagen des christlichen Glaubens und auf die einfachen Tatsachen der Bibelkunde, des Katechismus und des

Gesangbuchs“ geklagt worden. (Visitationsbogen KU) Das hing auch mit der Entwicklung im Religionsunterricht zusammen. Man hatte es jetzt mit einer Elterngeneration zu tun, die zum großen Teil in der NS-Zeit zur Schule gegangen war. Längst nicht alle werden die herrschende Ideologie verinnerlicht haben, doch der Religionsunterricht war stark beschnitten worden. Wenn St. Wilhadi über „die wachsende Gleichgültigkeit der Eltern gegenüber der Kirche“ klagte, mag dieser Faktor mit im Hintergrund stehen. (ebd) Jetzt gab es noch einmal eine ähnliche Entwicklung:: Bis 1968 hatten die Stader Schulen an vier Wochentagen jeweils die erste Stunde für das Fach Religion zur Verfügung gestellt. Das galt jetzt nicht mehr.

Bei den älteren Jugendlichen ergibt sich ein buntes Bild. So setzte St. Wilhadi im Altländer Viertel ganz auf offene Jugendarbeit und mietete dafür eine Wohnung an. Als sich die Fertigstellung des neuen Gemeindezentrums im Stadtteil abzuzeichnen schien, stand im Gemeindebrief: „Die Klagen der Anwohner wegen der Lärmbelästigung ... sollen ein Ende finden.“ (Wilhadifenster Januar/Februar 77) Aber es gab auch einen Hauskreis von Jugendlichen, die teils im damaligen Pfarrhaus am Burggraben, teils in der Abt-Albert-Straße zusammenkamen. „Wir treffen uns einmal in der Woche zu Bibelarbeiten, Gesprächen und gemeinsamen Gebeten.“ (Wilhadifenster 3/72) Als die Gruppe einen Jugendgottesdienst vorbereitete, empfand sie es als Würdigung, dass dieser an einem Sonntagmorgen stattfinden konnte. Spiritus rector dieser Jugendarbeit war Pastor Dr. Ahlborn, der Stade aber bald wieder verließ. Daneben betrieb Wilhadi auch eine aktive Kinderarbeit mit zeitweise fünf Gruppen. 1973 gab es ein Kinderfest mit Ausflug in die Harburger Berge, an dem 90 Kinder und 50 Erwachsene teilnahmen. (Wilhadifenster 4/73)

In St. Cosmae probierten die beiden Pastoren Schomerus und Seiler diverse Formate aus - nicht zuletzt in der Arche am Hohenwedeler Weg. Ab 1978 stand ihnen dabei ein Diakon zur Seite. Mit dem Angebot von Spielkreisen ging man auch auf junge Familien zu. In der Markusgemeinde bot Pastor Kahl regelmäßig montägliche „Jugendseminare“ an, mit Themen wie „Ist vorehelicher Geschlechtsverkehr selbstverständlich?“ oder „Warum gehen wir eigentlich mit der Mode?“ (Tageblatt 21. 2. und 28. 2 70) Aber auch hier wurden Jugendgottesdienste angeboten. In der Cosmaegemeinde gab es u.a. für

Jugendliche eine Freizeit mit dem Pastoralpsychologen und Psychoanalytiker Viktor Boge zum Thema „Wir sind keine Kinder mehr – was heißt erwachsen werden?“

In Johannis müssen die neuen Wege auf Widerspruch gestoßen sein. Das zeigte sich bei einer Gemeindeversammlung am Reformationstag 1971. Im Gemeindebrief wird davon sehr knapp berichtet: „Ist es richtig, dass Jugendgruppen in der Gemeinde (zunächst) ohne Bibelarbeit geführt werden? – Ja, denn es muss Jugendlichen, die ohne gezielte kirchliche Bindung in Gemeinschaft leben wollen, ein Angebot gemacht werden.“ Wie dieses aussehen konnte, führt der gleiche Gemeindebrief an anderer Stelle aus: „Alle Jugendgruppen in der Johanniskirche setzen ihr Programm selbständig fest. Das sieht dann etwa so aus: Man kommt sehr oft zur Geselligkeit zusammen Man informiert sich durch Filme und Diskussionen über aktuelle Probleme und Fragen unserer Zeit, und man informiert andere durch Aktionen, z. B. Friedensmarsch, Aktionen für Brot für die Welt.“

Eine Seite zuvor stellt Pastor Gerhard Rosenbrock tiefer gehende Fragen: „Was will Jugendarbeit in einer christlichen Gemeinde eigentlich erreichen? Will sie `zu Jesus führen` oder will sie den jungen Menschen `gemeinschaftsfähiger` machen? Welches Wort ist wichtiger: `christlich` oder `Jugendarbeit`? Diese grundsätzliche Frage wollen wir versuchen, innerhalb der Gruppen in den kommenden Wochen neu zu durchdenken.“ (Jan 73) Was hier nicht erwähnt wird, ist die Frage nach den Grenzen politischer Äußerungen durch Vertreter der Jugendarbeit. Dazu gab es nicht nur in Stade heftige Diskussionen, wenn es etwa um Atomkraft, Ostpolitik oder die sogenannte Dritte Welt ging. Auf jeden Fall wird in solchen Zeilen spürbar: Es war eine Zeit im Umbruch.

Einen wichtigen Schritt machte die kirchliche Jugendarbeit 1973 mit der Eröffnung des Jugendzentrums in der Goldaper Straße – damals das erste Jugendzentrum in Stade. Im Stader Tageblatt stand dazu: „Das Jugendzentrum wird kein Haus der offenen Tür werden, aber den einzelnen Gruppen offenstehen. Die kirchliche Jugendarbeit ... soll hier nicht ersetzt werden, sondern neue Impulse bekommen.“ (20. 8. 73) Zum Angebot gehörten dann Diskotheken, Filmabende, Teestube mit Spielangeboten, aber auch

„Junge Gemeinde“. Bei der Einweihung stand am Anfang ein Jugendgottesdienst zum Thema „Wir sind Nachfolger Jesu“, der dort im Haus stattfand. Bevor das Zentrum eröffnet werden konnte, waren u. a. Besuche bei den Nachbarn nötig gewesen, weil diese eine Lärmbelästigung fürchteten. Die Trägerschaft des Hauses lag dann beim Gesamtverband der vier Gemeinden. Die Leitung hatte Jugenddiakon Ralf Gemkow.

An die gebildete Erwachsenenwelt wandten sich die Rathausvorträge, die seit 1972 veranstaltet wurden. Sie gingen auf eine Initiative des neuen Landessuperintendenten Martin Kruse zurück, der in die Vorbereitung verschiedene Stader Pastoren mit einbezog. Hier gab es Themen wie „Kommt die Volkskirche an ihr Ende?“ oder „Wie politisch darf die Kirche sein?“ Dass der Rathaussaal problemlos zur Verfügung stand, unterstreicht den gesellschaftlichen Stellenwert der Kirche zu dieser Zeit. Zuvor hatten die Kirchen auch einen Raum der Sparkasse für ihre Veranstaltungen nutzen können.

An vielen Stellen waren Dinge in Bewegung, je nach Gemeinde sehr unterschiedlich. In der 1956 eingeweihten Johanniskirche kam der Schwung des Anfangs allmählich zum Erliegen. Das spricht der Visitationsbereich von 1970 offen an. In Cosmae dagegen hatten neue Pastoren einen neuen Impetus gebracht. Zu unterschiedlichen Zeitpunkten begannen die vier Stader Kirchen, zu Gemeindefesten einzuladen. In den gottesdienstlichen Lesungen wurde hier und da die 1968 erschienene Übersetzung der „Guten Nachricht“ eingesetzt. Auch das Neue Testament in der Übersetzung von Ulrich Wilckens (1970) fand Verwendung. Die neue Kirchenverfassung hatte die Bildung von Gemeindebeiräten möglich gemacht, von denen man sich eine stärkere Beteiligung der Laien erhoffte. In Johannis hatte der erste Beirat mit Günter Dobratz einen Studenten als Vorsitzenden – man wollte offensichtlich nach vorn blicken. Auch neue Gottesdienstformen wurden ausprobiert. So bot St. Wilhadi ab Herbst 71 jeweils den ersten Gottesdienst im Monat ohne Liturgie an. „Die Predigt wendet sich besonders an unsere Konfirmanden, die an diesem Sonntag besonders eingeladen sind. ... Vielleicht lassen sich dann auch die Eltern unserer Konfirmanden anregen, ihre Kinder gelegentlich zu begleiten. ... Warum sollte nicht, was den jungen Menschen anspricht, auch den Erwachsenen etwas sagen?“ (Wilhadifenster 8/71) In Johannis ging der KV davon aus, „daß nicht für alle Gemeindeglieder die bestehende Liturgie einsichtig und

Ausdruck ihrer Beziehung zu Gott ist.“ So stand es auf der Titelseite des Gemeindebriefs. (Rund um Johannis Juni/Juli 71) Dass Cosmae, Johannis und Markus am Gründonnerstag jetzt ein Tischabendmahl anboten, war sicherlich auf Impulse vom Kirchentag zurückzuführen. Zum Teil wurde beim Abendmahl jetzt außerdem Traubensaft gereicht – trotz deutlicher Kritik des neuen Superintendenten Dr. Wittram. Aber man wollte Rücksicht auf Alkoholranke nehmen, zumal sich die Anonymen Alkoholiker im Gemeindehaus trafen.

1964 hatte die hannoversche Landeskirche die Möglichkeit zur Ordination von Frauen geschaffen. Aber das ging nur langsam voran. 1968 schrieb Superintendent Glawatz für St. Wilhadi, die Besetzung der 3. Pfarrstelle sei „dringend notwendigunter Umständen auch mit einer Pastorin“ (Visitationsakte 68). Man spürt die Reserve. Dabei war zu diesem Zeitpunkt bereits Pastorin Margarete Thomas – Ehefrau des Markuspastors Bernhard Thomas – im Religionsunterricht an der Vincent-Lübeck-Schule im Einsatz. Aber sie war ebenso wie Pastorin Sigrid Seiler im Angestelltenverhältnis tätig. Frau Seiler war 1971 gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Cosmae-Pastor Klaus Seiler ordiniert worden, bekam dann aber für ihre halbe (!) Stelle einen überdimensionierten Auftrag zur Mitarbeit an verschiedenen Stellen im Kirchenkreis. Dass ein Ehepaar eine Pfarrstelle gemeinsam besetzen würde, war für die Verantwortlichen in der Landeskirche noch undenkbar. Ende 1972 bekam Stade dann immerhin seine erste und für lange Zeit einzige Gemeindepastorin: Oda-Gebine Holze begann ihren Dienst in der Markuskirche, während ihr Ehemann in St. Cosmae arbeitete. Rein weiblich geprägt war dagegen der Beruf der Gemeindehelferin. Eine männliche Form dieser Berufsbezeichnung – heute: Diakonin – scheint es nicht gegeben zu haben. In Stade hatten mehrere Gemeinden eine Gemeindehelferin, oft mit kurzer Verweildauer.

Schwer zu fassen sind atmosphärische Fragen. Das gilt nicht zuletzt für das Verhältnis der beiden historischen Innenstadtgemeinden, das in den 70er Jahren vielleicht als distanziert beschrieben werden kann. Eine gemeinsame Stadtkantorei, wie sie inzwischen besteht, wäre damals noch nicht denkbar gewesen. Der Weg zum gemeinsamen Pastor-Behrens-Haus wurde durch diesen unterschweligen Konflikt sicher nicht erleichtert. Beim Ankauf des Grundstücks für das Pastor-Behrens-Haus trat

der Kirchenkreis als Käufer auf, damit nicht eine der beiden Gemeinden zum Hausherrn wurde. Zitiert sei hier eine Äußerung von Superintendent Glawatz aus dem Jahr 1968; „Die Wilhadi-Gemeinde ist schon seit langem eine verhältnismäßig unkirchliche Gemeinde. Die pfarramtliche Arbeit hat nur wenig Erfolg gezeigt. Die Gründe liegen sicherlich auch in der erstarrten Tradition der Altstadtgemeinde. Der Bürger der Stadt hat sich immer zur Cosmae-Kirche hingezogen gefühlt, während die Wilhadi-Kirche so etwas gewesen ist wie eine Behörden-Kirche. Sie war auch immer Garnison-Kirche.“ (Visitationsunterlagen 68) Auf der Ebene der Hauptamtlichen gab es – auch durch Personalwechsel – zumindest gegen Ende des Jahrzehnts ein immer besseres kollegiales Verhältnis. Wie das für traditionsbewusste Ehrenamtliche und Kirchenvorstandsmitglieder ausgesehen haben mag, wäre eine eigene Untersuchung wert.

Eher als Neben- denn als Miteinander kann wohl auch das Verhältnis der vier lutherischen Gemeinden auf Stadtebene beschrieben werden. Sie bildeten und bilden gemeinsam den Gesamtverband, dessen Hauptaufgabe die Verwaltung des Horstfriedhofs ist. Zwischenzeitlich war hier auch das Jugendzentrum in der Goldaper Straße angesiedelt. Aber es gibt auch eine – damals meist monatliche - „Stader Konferenz“ der Pastoren. Es ist nicht erkennbar, dass von dort größere Impulse ausgegangen wären. Bei der Visitation der Johannismgemeinde im Jahre 1970 hatten die Pastoren Renner und Mercker angeregt, „in der Stadt Stade im Sommerhalbjahr in einer der vier Kirchen einen Früh-Gottesdienst und im Winterhalbjahr einen Abend-Gottesdienst anzubieten.“ Das fand den Beifall des Landessuperintendenten, verlief aber im Sande.

Unterschiedlich intensiv waren die Kontakte zu den jeweiligen Partnergemeinden in der sächsischen Landeskirche. Der Kirchenkreis Stade war mit dem damaligen Kirchenbezirk Glauchau verpartnert. Allerdings hatte Johannis eine Partnerschaft mit Werdau, weil dort ein Studienfreund des Gründungspastors amtierte. Soweit die Einreise in die DDR erlaubt wurde, fanden Besuche durch Pastoren und Gemeindeglieder statt. Vor allem zu Weihnachten gab es Paketaktionen. Aber das Verhältnis litt unter einer zwangsläufigen Einseitigkeit: Zum Gegenbesuch durften aus der DDR nur Rentner ausreisen. Ein Treffen von Jugendlichen in der Hohen Tatra blieb

die Ausnahme. Die polnischen Behörden waren mit Reiseerlaubnissen weniger restriktiv umgegangen.

Kirchliches Leben in den 70ern bietet ein buntes Bild, mit jeweils unterschiedlichen Ausprägungen in den einzelnen Gemeinden. Was alle gemeinsam beklagten, war die Größe der Pfarrbezirke. Zu Beginn des Jahrzehnts hatte selbst der Superintendent neben seinen ephoralen Aufgaben einen Bezirk mit 3200 Gemeindegliedern. Im Lauf der Jahre wurde nach und nach in allen vier Gemeinden eine zusätzliche Pfarrstelle eingerichtet – in Cosmae nur für kurze Zeit -, aber eine Zahl um die 3000 war weiterhin Normalität. Wegen eines erheblichen Pfarrermangels hätte sich dieser Zustand auch nicht nennenswert ändern lassen. 1978 gab es in der hannoverschen Landeskirche rund 200 nicht besetzte Pfarrstellen.

Die Zahl der Kirchenaustritte nahm langsam zu, aber es waren auch Erfolge zu verzeichnen. 1977 schrieb Pastor Schaaf im Wilhadifenster von Austritten und zugleich steigendem Gottesdienstbesuch. „Die Zeit der bloßen Mitgliedschaft geht wohl langsam, aber sicher ihrem Ende entgegen. Stattdessen kommt die Zeit des geprüften Dafür oder Dagegen.“ (Jan/Feb 77) Letztere Prognose war ihrer Zeit weit voraus. Die Volkskirche war und ist eine Großorganisation, in der sich die meisten Veränderungen sehr gemächlich vollziehen. Dass es in den 70er Jahren weder für die Haupt- noch für die Ehrenamtlichen ein einfaches „Weiter so“ gab, ist aber deutlich.